

Verbundkatalog Kalliope

In: Welt am Montag. März 1948, S. 3.

Die Tragödie Masaryk.

Mann, Klaus

März

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden.

Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt.

Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus

Literaturarchiv

Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia im Hildebrandhaus:

Literaturarchiv

Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München

E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Die Tragödie Masaryk

Von KLAUS MANN

Klaus Mann, der älteste Sohn Thomas Manns, hat sich dem Selbstmord Masaryks als Thema für einen Roman gewidmet. Er ist der erste, der die Tragödie des ersten Präsidenten der Tschechoslowakei in der Literatur behandelt. Der Roman ist in der Zeitschrift "Die Welt" erschienen.

Prag, im März 1948. Der Selbstmord Masaryks, das ist die Atom-
bombe, sagte eine meiner tschechischen
Freunde zu mir. Die Konsequenzen dieser Kata-
strophen sind nicht abzusehen.

Ich wollte, er hätte recht. Der Schock, unter
dessen Eindruck hier alles steht, läßt sich nur
mit dem Vergleich, den der Tod des Präsidenten
Roosevelt für das amerikanische Volk, für die
gesamte Welt bedeutet. Jeder tschechoslowa-
kische Bürger, ohne Unterschied der Partei,
empfindet den Verlust Jan Masaryks als natio-
nale Heimtücke.

Es gab keine heiteren Mienen bei der feier-
lichen Sitzung der Nationalversammlung, die am
10. März um zwei Uhr nachmittags eröffnet
wurde. Auf der Tribüne, wo die Mitglieder der
neuen Regierung ihre Plätze hatten, schien die
Stimmung ebenso gedrückt wie in den Reihen
der Deputierten. Vor dem leeren Sitz des Außen-
ministers war der Tisch mit einem Bouquet
weißer und roter Blumen geschmückt. Alle
Augen waren auf den leeren Stuhl gerichtet.

Stehend lauschte die Versammlung der kur-
zen Botschaft des Innenministers Václav Nosek:
„Es ist meine traurige Pflicht... willt nicht
mehr unter uns... Kämpfer für den Frieden...
ein guter Mann hat uns verlassen... ein Leben
voller Arbeit im Dienste der Nation...“ Dann
wurde die Sitzung für fünf Minuten unterbro-
chen, als Zeichen des Kummers und des Respekts.
Nach dieser zeremoniellen Pause nahm
Klement Gottwald das Wort.

Mit schwerer, stockender Stimme verlas er
seine Erklärungen zum Regierungsprogramm.
zur Geschichte der Februarrevolution, zur politischen
und wirtschaftlichen Situation des Landes.
Seine Worte zündeten nicht. Es gab wenig Bei-
fall. Als ich den Sitzungssaal nach etwa zwanzig
Minuten verließ, war Gottwald gerade dabei,
die „beschleunigte Sozialisierung gewisser
industrieller Betriebe“ zu versprechen.

Draußen auf dem Wenzelsplatz war die Luft
nicht weniger bekommen als drinnen im Par-
lamentarische Gebäude. Die Rede des Ministerprä-
sidenten war auch hier zu hören, aber die Menge
achte kaum auf die Stimme, die durch die
Lautsprecher dröhnte. Schwärzende Gruppen
drängten sich vor den Balleys mit schwarzem
Trauerband in den Schaukästen der großen Zeit-
ung „Lidova Demokracie“, „Tragischer Tod
des Außenministers Dr. h. c. Masaryk.“

Von vielen Häusern wehten noch die Fah-
nen, die man der Tage zuvor, am 7. März,
gehiebt hatte, um den 98. Geburtstag des Re-
spräsidenten Thomas G. Masaryk zu be-
gehnen. Manche der Fahnen waren jetzt schon
auf Halbmast, dem Sohn zu Ehren.

Er wurde sehr geliebt. Wenn Innenminister
Nosek in der Nationalversammlung sagte:
„Jan Masaryk hatte keine Feinde in unserem
Land“, so war dies gewiß keine Überbetre-
hung; eher ein „undenkbar“ (um mich
dieses unübersetzbaren englischen Terminus zu
bedienen). Wo immer der große Sohn des
großen Vaters, „unser Honza“, sich öffent-
lich sehen ließ, gab es jubelnde Menschen-
massen; jede Versammlung, bei der sein Er-
scheinen angekündigt war, hatte enormen Zu-
lauf. Sein Charme, der die Frauen bezauberte,
wirkte auch auf die Männer, nicht ohne
seine gar zu eleganten englischen Anzüge und
Pariser Kravatten wurden ihm übergeben.
Man verzeiht ihm seine kleinen Exzentri-
keiten und Bohème-Allüren: die kleinen Zigarettens,
die Vorliebe für schöne Frauen und starke Ge-
tränke, den saloppen Jargon; nicht allein um
des erlauchten Namens willen, den er mit so
viel unanständiger Würde trug, sondern auch
— oder vor allem — weil er eben einer jener
Menschen war, denen man nicht überhohen
kann. Sein Lachen, Kaputt, der Gewinn
durch die Wärme seines Blickes, durch seinen
Humor, seine Geschmeidigkeit, seine Klugheit
und Güte. Er mochte international, mondän,
demonstrativ „westlich“ in seinem Gebaren
sein — das tschechische Volk wußte immer:
er ist einer von uns!

So sehr hat man ihn geliebt, daß man ihm
nicht einmal den Selbstmord abschnitten.
Könnte sein freiwilliger Tod nicht als eine
Art von Verirrung, als Fahnenschwärmerei
werden? Nicht im Fall eines Jan Masaryk,
dem man alles verzeiht! Die erschütterte
Nation folgte ihm wie einen Helden, der sich
geopfert hat.

Eine Stadt in Trauer — Prag war es in
diesen Tagen. Am Morgen des 11. März war
das Straßenbild düster-pomphaft verändert:
überall das schwarze Fahnenband, das nun
neben den tschechoslowakischen Farben aus
den Fenstern, von den Dächern hing; überall
das Bild des Verstorbenen, in jedem Schau-
fenster erschien seine Photographie oder Biste
zwischen Blumen, Kerzen, schwarzen Drape-
rien. Vor den Bildern blieben die Menschen
stehen, schweigend, manchmal mit einem
Seufzer, einem Kopfschütteln, einem ge-
starrten Wort.

Die letzte Broschüre von Jan Masaryk heißt
„Weder Brücke, noch Vorhang“, was auf die

Tschechoslowakei zu beziehen ist: sie soll,
nach dem Willen ihres Außenministers nicht
als Eiserner Vorhang zwischen Ost und West
dienen, aber auch nicht als Pufferstaat oder
Mittler, vielmehr wollte dieser Patriot seine
Heimat unabhängig, frei, der slawischen Welt
verbunden, der westlichen nicht entfremdet.
Auch vor den Schaufenstern mit dem Bild
standen die stillen Gruppen, aus deren Mitte
manchmal ein Seufzer kam.

Im Palais Czernin aber flossen die Tränen.
Dort wurde am 12. März die Leiche aufbe-
bahnt, das Publikum hatte Zutritt. Die
Schlange der Wartenden vor dem Palais lö-
sierte sich schon im frühen Morgen, um dann
im Lauf des Vormittags beständigste Diminutionen
anzunehmen. Als die Torschuldner
näherrückte, durchbrachen Ungeduldigen
den Polizeikordon; es kam zu einer turbulenten
Szene. Tausende mußten nach Hause gehen,
und „ihm“ geschien zu haben. Wer aber hier
zu sehen vorgedrungen war, bestätigte, was
auch die Bilder zeigten: sein Kopf war unver-
wundert, der Ausdruck des Gesichtes erschien er-
friedlich, als sei er eines sanften Todes ge-
storben.

Wie stand es um diesen Tod? Wie war er
zugegangen? Die Stadt in Trauer, das betrie-
bte Prag wimmelte von Gerüchten. War es nicht
sonderbar, daß sein Kopf keinerlei Wunden
zeigte? Freilich, es hieß, er sei mit den Fäusten
voran gesprungen — daher das heile Haupt.
Dies ließe sich eher glauben, wenn nicht die
ganze Sache auch sonst in mancher Hinsicht
seltsam schiene. Hatte nicht auch einer der
abgetretenen Minister, Drtina, sich angeblich
aus dem Fenster gestürzt? Die Nachricht von
seinem Selbstmordversuch war vielfach schon
entnommen worden. Nun erinnerte
man sich der alten Zweifel angesichts der
neuen Fenstersturzgeschichte, wozu dann noch
andere Erinnerungen kamen. Drei Minister —
die „National-Sozialisten“ oder „Tschechi-
schen Sozialisten“ Drtina und Zenkl und der
parteilose Masaryk — waren es, denen man
im Dezember des vergangenen Jahres eine
Höllmaschine ins Haus geschickt hatte.
Zwei von ihnen sollten nun schon aus dem
Fenster gesprungen sein! Gab es nicht einen

Zusammenhang zwischen der Höllmaschine
im Postpaket und dieser kuriosen Selbstmord-
epidemie?

Ich habe vielleicht gut daran, ausdrücklich zu
betonen, daß dergleichen Mordgerüchte meiner
Überzeugung nach durchaus widersinnig und
unhaltbar sind. Was Drtina betrifft, so ist er
noch am Leben und wird — vielleicht — ein-
mal Gelegenheit haben, über die Geschichte
seines Sturzes (im doppelten Sinne des Wortes)
persönlich Auskunft zu geben. Angenommen
aber sogar, daß in seinem Falle die offizielle
Version nicht stimmte (eine Möglichkeit, die ich
rhetorisch einräume, ohne sie übrigens
selber irgendwie ernst zu nehmen), so würde
das immer noch keine Rückschlüsse auf Jan
Masaryk zulassen. Denn, wenn die Kommuni-
sten mit dem bürgerlich-konservativen Drtina
vielleicht ein Hühnerchen zu rupfen hatten, wel-
ches Interesse sollten sie (die doch allein als
Täter in Frage kamen), ein Verschwinden ihres
eigenen Außenministers haben? Masaryk hatte
sich dem neuen Regime zur Verfügung gestellt;
sein Tod kommt den Gottwald-Leuten nicht
nur unangelegen: er bedeutet den bittersten
Verlust für sie. Es besteht keinerlei Grund,
die Aufrichtigkeit der offiziellen Trauerkund-
gebungen zu bezweifeln.

Die Idee, Jan Masaryk sei von den Kommu-
nisten ermordet worden, ist offensichtlich ab-
surd: um so bemerkenswerter, daß sie trotz-
dem in so vielen Köpfen spukt, allerdings
nicht in den hellsten. Die Intelligenzien
wissen, daß er freiwillig aus dem Leben ge-
schieden ist. Was freilich die Motive betrifft,
die ihn zu seiner Tat bestimmt haben mögen,
so gehen die Meinungen und Vermutungen
weit auseinander.

Wer der neuen Regierung nahesteht oder
mit ihr sympathisiert, wird geneigt sein, die
unpolitischen Momente der Tragödie zu unter-
streichen. War Jan Masaryk nicht erblich be-
lastet? Seine Mutter neigte zu Depressionen,
mußte Jahre in einem Sanatorium verbringen.
Auch die unverheiratete Schwester, Dr. Alice
Masaryk, gilt als hypernervös, schwermütig
und melancholisch. Nach dem plötzlichen Tod von
Jana, ältester Bruder, gab es Gerüchte, der Sohn
des Präsidenten, Herbert Masaryk, habe Hand

an sich gelegt — Gerüchte, die gerade jetzt
weder wirklich erörtert werden. Thomas
G. Masaryk hat eines seiner bedeutendsten
Werke dem Problem des Selbstmordes ge-
widmet. Es ist wahr, die philosophisch-psycho-
logische Studie läuft auf eine moralische Ver-
urteilung des Selbstmordes hinaus; insofern
könnte die Priokkupation mit dem düsteren
Gegensatz auf das Vorhandensein einer
lebensfeindlichen, selbstzerstörerischen Tendenz
beim Verfasser schließen lassen — einer Ten-
denz, die er selbst, kraft seines sittlich ge-
festigten und balancierten Charakters überwinden
konnte, die sich aber vielleicht in gefährlich
höflicher Form auf die Nachkommenschaft
übertragen sollte.

Wer Jan Masaryk kennt, weiß, daß er bei
aller sonnigen Wohlgeleitetheit und Vitalität
von höchst labiler Gemütsverfassung, leicht
verwundbar und ermdbar war. Die „Play-
boy“-Pose war eine Fassade, hinter der sich
eine überaus sensitive, ja neurotische Natur
verbarg. Die Schlaflosigkeit, an der er lange
gelitten hatte, nahm in den letzten Wochen
fast unträglichen Charakter an. Aus Angst
vor Depressionen nahm er Zuflucht zum Alko-
hol. Freunde des Außenministers wissen zu
berichten, daß der Likörkonsum im Palais
Czernin neuerdings erschreckend zugenommen
habe.

Aber woran lag es, daß sein nervöser Zu-
stand sich letztlich so sehr verschlimmerte?
Der Zusammenhang mit der politischen
Situation läßt sich nicht leugnen und wird
den auch von offizieller Seite ausdrücklich
zugegeben. Gleich in der ersten Erklärung
des Innenministers Nosek war von den Tele-
grammen „früherer englischer und amerika-
nischer Freunde“ die Rede, deren Lektüre die
letzten Stunden Masaryks verdirbt haben
soll; ja, die „Beschimpfungen und Beschuldi-
gungen“, mit denen er angeblich aus dem
Westen überschüttet worden ist, haben ihn
nach offizieller Auffassung, geradezu in den
Tod getrieben. Es mag fraglich scheinen, ob
dieses Argument, das auch in den Reden des
Ministerpräsidenten Gottwald und des neuen
Außenministers Dr. Clementis eine Rolle
spielte, als gute Propaganda gelten darf. Denn
indem die Kommunisten den „Westen“ für die
Verzweiflungstat Jan Masaryks verantwortlich
zu machen suchten, geben sie zu, daß dieser sich
die Vorwürfe seiner „früheren Freunde“ ganz
entschieden zu Herzen nahm — was doch wohl
bedeutet, schied er nicht, daß er einen inneren
Vorwurf eine gewisse Berechtigung nicht
ganz aberkannte.

Alles was hier antikomunistisch ist, be-
steht nämlich darauf, daß es sich beim
Selbstmord Jan Masaryks um eine klare politi-
sche Demonstration handle. Der vom „jungen
Terror“ Eingekerkerte und Überwachete habe
keine anderen Möglichkeiten mehr gehabt, das
Welt seinen Absichten vor dem neuen Regime
kundzutun. Sein Tod, so wird uns versichert,
sei als ein Appell an alle Freiheitsliebenden
aufzufassen, als eine Geste des Protests und
des Widerstandes, als der Beginn einer
tschechoslowakischen „Résistance“.

Aber wie steht es dann um Jan Masaryks
letzte Äußerungen und Aktionen? Gut, man
konnte ihn gefangen halten; aber konnte man
ihn dazu zwingen, das Portfeuille des Außen-
ministers anzunehmen? War er der Mann, sich
zu einem so bedeutungsvollen Schritt zwingen
lassen? Auch nach überredeten zu lassen? Und hätte
er seine ministeriellen Pflichten bis zum Schluss
mit solchem Eifer erfüllt, wäre er widerwillig
im Amt gewesen? Ich werde weiter mit dem
Volk marschieren, wie ich es bisher getan
habe. Spricht ein ehrlicher Mann solche Worte
unter Druck oder Zwang? Jan Masaryk sprach
es, als er sich der Regierung Klement Gott-
wald zur Verfügung stellte.

Sein Drama läßt sich nicht auf eine einfache
Formel bringen: man verfallt es, indem man
es vereinfacht. Jan Masaryk fand sich vor
einen Konflikt gestellt, für den es keine Lösung
gab — es sei denn die tragische, zu der er sich
entschied. Er liebte das Volk und er liebte die
Demokratie, aber die neue „Volksdemokratie“
war nicht seine Sache. Hatte er sich von ihr
lössen, sie bekämpfen sollen, wie die Tsche-
chen Slawen und Papawak es jetzt in Amerika
tun? Wäre er dann auf der richtigen Seite ge-
wesen, das heißt, auf der ihm gemäßen? Sollte
er im Kampf zwischen Ost und West Partei
nehmen, gegen den Osten, zu dem doch sein
Land mit einem essentiellen Teil seines Wesens,
seiner Tradition gehörte? Sollte er für das Ka-
pital optieren, gegen den Sozialismus? Aber
indem er diesem die Treue hielt, opferte er,
was ihm am teuersten war: die Freiheit...

Es gibt Probleme, hat ein weiser Mann ge-
sagt, über denen nur der nicht den Verstand
verliert, der keinen hat.

Unter den Hunderttausenden, die sich am
13. März in Prag zur Totenfeier versammelten,
war zumindest einer, der auf leidvoll-intimste
vertraut sein dürfte mit dem Dilemma, an dem
Jan Masaryk zerbrach. Der gealterte, müde
Benedikt, der ein paar Minuten lang „acte de
présence“ im Pantheon des National-
museums machte, er wußte wohl um die Ge-
wissensnot, die seinen Kameraden aus dem
Leben gewonnen haben. Aber Benedikt sagte
nichts. Er weinte. Es war Klement Gottwald,
der statt seiner sprach.

Mussolinis „Goldschatz von Dongo“ gefunden

Mordanschläge und Presseentlarvungen um ein verschobenes Millionenvermögen

Mailand, 29. März

Vor wenigen Tagen fand die italienische
Polizei in einem Kloster am Gardasee in einem
Versteck ein paar Schmuckkassetten mit un-
gewöhnlich wertvollen antiken Münzen. Auch
einige moderne Goldstücke befanden sich
darunter, die das Bildnis Mussolinis trugen.
Man zeigte die Münzen der Witwe des Duce,
die sie als das Eigentum ihres Gatten er-
kannte.

Damit ist die Suche nach dem Vermögen
Mussolinis, dem sogenannten „Goldschatz von
Dongo“, der am 25. April 1945 spurlos ver-
schwunden war, in ein neues, entscheidendes
Stadium getreten und die leidenschaftliche Er-
örterung der geheimnisvollen Affäre flammt in
den Zeitungen wieder auf.

32 kg Gold

Am 25. April setzte sich, nach der Liqui-
dierung der sogenannten Republik von Salò,
von Mailand eine Autokolonne in Richtung
Como ab. Bei Dongo, einem kleinen Ort am
Comossee, hielten sie einen kleinen Anhalt.
Man vermutete, hier sei der italienische Partisanen-
führer Mussolini mit seinem Gefolge, seiner
Freundin Claretta Petacci festgenommen und
ein Schatz im Werte von vielen Millionen
Goldlire, den er mit sich führte, beschlagnahmt.
Zweihundertfünfzig Kilogramm Gold im
Barren soll Mussolini mit sich geführt haben,
ferner große Mengen von italienischen Bank-
noten, Devisen sowie mehrere Kassetten mit
kostbaren Münzen, Juwelen und Schmuck-
stücken.

Der „Goldschatz, den man selber den
„Schatz von Dongo“ nennt, wurde (wie
sich jetzt fest) zuerst in der Sparkasse des
kleinen Ortes deponiert. Nach der Hinar-
richtung Mussolinis und seiner engsten Mit-
arbeiter ist er dann spurlos verschwunden.

Seither ist eine leidenschaftliche Pressefehde
um den Verbleib dieses Millionenvermögens
im Gange. Fast auf den Tag vor einem Jahr
wurde in Mailand auf offener Straße der Jour-
nalist de Agazio erschossen. Der Med-
ienlegte großes Aufsehen, weil er offensichtlich
im Zusammenhang mit Mussolinis Schatz stand.
De Agazio hatte nämlich in einer Wochen-
schrift Aufsätze mit Vermutungen veröffent-
licht, wohin die Goldbarren und Juwelen ver-
schwunden sein könnten.

Neuerdings ist es General Zingales, der
durch seine Behauptung, die Millionenwerte
seien seinerzeit von den Partisanen, die sie
beschlagnahmten, unter sich aufgeteilt wor-
den, einen Sturm von Beschuldigungen und
Gegenanklagen, von Behauptungen und De-
mentis in der Öffentlichkeit heraufbeschworen hat.

Zingales kannte auch Namen, doch sind es
Decknamen, wie etwa „Fabio“ oder „Pedro“,
und man fecht sich nun den Kopf darüber,
wer damit gemeint sein könnte. Die Unter-

suchung in der Angelegenheit des „Gold-
schatzes von Dongo“ läuft inzwischen bei
einem Mailänder Gericht weiter.

Wie eine Bombe schlug nun die Nachricht
ein, daß ein Teil des Schatzes in einem Kloster
am Gardasee ausgegraben werden konnte.
Damit ist eindeutig nachgewiesen, daß er tat-
sächlich existiert hat, was im Laufe der Zeit
von einzelnen Politikern zu bestreiten ver-
sucht worden ist. Im Kloster von Gargnano fanden
sich einige Kassetten mit Goldmünzen, zum Teil
antiker Herkunft, die einen außerordentlich
hohen Wert repräsentieren. Interessanterweise
befanden sich darunter auch einige Münzen
moderner Prägung, die an Stelle eines römischen
Imperatorenkopfes das Profil Mussolinis auf-
wiesen.

Der Münzenfund hat großes Aufsehen ge-
macht, vor allem deshalb, weil es bisher noch
nicht bekannt gewesen ist, daß Mussolini
Münzen mit seinem Bildnis hatte prägen las-
sen. Aber auch darum, weil Professor Ma-
gazzini, der berühmte Gelehrte und Be-
troffene der Ausgrabungen von Pompei, immer
energisch die Verdrängung in Abrede
gestellt hatte, daß pompejanische Münzen dem
Duce geschenkt worden seien. Wie die antiken
Goldstücke aber doch in die Schmuckkassetten
Mussolinis und seiner Geliebten gelangt waren,
darüber konnte nur ein Mensch Auskunft
geben. Das war Donna Rachela, die Witwe
des Duce. Ein Polizeikommissär hatte den
guten Einfall, nach Forio d'Ischia zu fahren
und Frau Mussolini persönlich zu befragen. Er
schickte später seine Unterredung mit der
Witwe des Diktators und sämtliche italieni-
schen Zeitungen machten spaltenlange Sen-
sationen daraus.

„Der Kopf sieht ihm nicht ähnlich“

Ich traf Donna Rachela gerade beim Ge-
schirrxwaschen an, erzählte der Kommissär.
„Sie trocknete sich die Hände in der Schürze
ab, und ich bestaunte die Männen vor ihr auf
dem Küchentisch ab. Die alte Frau nahm
Platz, stützte den Kopf in die Fäuste und
starrte lange Zeit vor sich hin. Schließlich
sagte sie: Ja, ich erinnere mich. Sie haben ihm
gehört. Im Jahre 1938 haben italienische Ar-
cheologen sie ihm zum Geschenk gemacht.“

Bis auf diese Da, fuhr die Witwe mit einem
blitzartigen Lächeln fort und zeigte auf eine
Goldkette, die Mussolinis Hals aufwies,
die hat er sich selbst prägen lassen. Aber
der Kopf sieht ihm nicht ähnlich. Ich habe es
ihm seinerzeit schon ge-
sagt und er war darüber böse.“

Die Erklärung Frau Mussolinis läßt keinen
Zweifel mehr daran, daß die am Gardasee ent-
deckten Kassetten dem Schatz von Dongo ent-
stammen.

Wo allerdings der Rest geblieben ist, darüber
gibt es nach wie vor nur Vermutungen.

(1948)

(Benedikt)